



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Kaffernland in alter Zeit.

als 35 Jahren betrat er dieses ungeheuer große, an Enttäuschungen und Opfern so reiche Missiongebiet der Söhne vom Heiligsten Herzen Jesu (Milland bei Briggen). Aber kaum hatte er sich tief im Innern des Landes auf der Station Delen etwas eingelebt, als der Aufstand des Mahdi ausbrach, der sich für einen Gesandten Gottes ausgab und mit dem Schwerte die Welt für die „reine Lehre Muhammeds“ erobern wollte.

Am Morgen des 15. September 1882 läutete zum letzten Male das Ave-Glöcklein der Station, am Mittag drangen bereits fanatische Horden mit großem Geschrei in die Kirche ein und zerstörten alles. P. Ohrwalder wurde mit mehreren anderen Missionaren und Schwestern als Gefangener fortgeschleppt.

Mehr als einmal hatten die Mahdisten den Tod der Missionare, die ihren Glauben nicht verleugnen wollten, beschlossen, und die Tiroler Zeitungen widmeten den unglücklichen Gefangenen damals bereits ehrenvolle Nachrufe; nur die Bestimmung des Koran, des heiligen Buches der Mohamedaner, daß kein wehrloser Priester getötet werden dürfe, rettete in entscheidenden Augenblicken den Todeskandidaten das Leben.

Aber das ständige Umherziehen mit den Heeresausgängen der Barbaren, verbunden mit dem schmutzigen Lagerleben derselben verursachten bald Fieber, Diarrhoe und Skorbut, so daß innerhalb eines Monates drei der Gefangenen starben. „Wir lagen auf die Erde hinunter in einer finsternen Hütte ohne Trost und Hilfe“, so schildert P. Ohrwalder in seinem interessanten Buche „Aufstand und Reich des Mahdi“ S. 35 seine Lage in den ersten Monaten während der Krankheit.

Ein Jahr später heißt es (S. 84): „In der Finsternis, in der wir lebten, ausgezehrt von Krankheiten, fortwährend beschimpft, für alle ein Schauspiel, da alle mit mir spielten wie mit einem Affen oder sonst einem Kuriogram und sich dabei ergötzten, hatte ich in den geistigen Fähigkeiten so gelitten, daß ich fast dumm und stumpfsinnig geworden war. Aber auch in dieser Trübsal verließ uns Gott nicht.“

Nach längerem Umherziehen mit dem Heere der Mahdisten kamen P. Ohrwalder und zwei Schwestern in etwas losere Gefangenschaft nach Omdurman. Zunächst als Seifenieder, dann als Weber, mußte er sich dort seinen Lebensunterhalt selbst verdienen. Über das letzte Jahr dieser Gefangenschaft schreibt P. Ohrwalder S. 297: „Die angestrengte, ungewohnte Arbeit hatte unsere Kräfte ausgezehrt, ich spuckte Blut, fühlte Brustschmerzen und hatte nur mehr Haut und Knochen. Die Schwestern standen dem Grabe noch näher. Zehn Jahre der furchtbaren moralischen und physischen Leiden hatten uns abgestumpft und uns das elende Leben wenig wünschenswert gemacht. Der Tod war unser Wunsch und wir erwarteten ihn freudig von Gottes Hand. Die trübe Aussicht, stets in Ketten der Sklaverei schmachten zu müssen, nie den erhebenden Trost unserer hl. Religion in den prachtvollsten Tempeln genießen zu können, auf den glühenden Felsen Omdurmans in Sklaverei hinzusehen, das alles hätte auch den Tod als Erlöser begrüßen lassen.“

Allein Gottes Absichten waren andere: Alle Bemühungen der österreichischen Katholiken, auch Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph, die Unglücklichen loszukaufen, blieben zwar erfolglos, aber endlich gelang es, im zehnten Jahre einem mutigen Ägypter, die Gefangenen in einer finsteren Nacht zu entführen. Nach mehrfacher rasender Flucht auf Kamelen gelangte P. Ohrwalder mit den Schwestern auf ägyptisches Gebiet.

P. Ohrwalder erholt sich, und als bald darauf das Reich des Mahdi von den Engländern zertrümmert wurde, zog er wieder in den Sudan und war bis zu seinem Tode Oberer in Omdurman, seinem früheren Gefängnis. Nach außen hat sich der stillle, bescheidene Missionar wenig hervorgetan, wie sehr er sich aber in dieser Stellung die Herzen aller, auch der Nichtkatholiken, gewonnen hatte, zeigte sich in selten schöner Weise bei seinem Tode. Wir geben hier einen Auszug aus dem Berichte des Apost. Vikars von Chartum, des hochw. Herrn J. A. Geyer im „Stern der Neger“ (Oktober 1913):

„Von Zeit zu Zeit regt es sich im Menschenkäuel am Eingang. Angesehene Trauergäste sind erschienen. Vertreter aller Nationalitäten und Religionen: Engländer, Österreicher, Reichsdeutsche, Italiener, Griechen und Orientalen schließen sich stumm vorwärts, richten sich auf und bestreben sich einen Blick auf das Totenlager zu werfen. Sie stauen sich in ernstem Schweigen. Hohe noble Erscheinungen kommen, es sind die Vertreter der Regierung und ihrer Amtler. Der Zivilsekretär Phipps-Pascha legte zwei Kränze aus frischen Blumen am Totenlager nieder, den einen mit der Widmung: „Von Sir Reginald Wingate, Generalgouverneur und Lady Wingate“, den andern mit der Aufschrift: „Von Sir Rudolph Baron von Slatin und dessen Schwestern“. Es erschien der stellvertretende Generalgouverneur Asser-Pascha und widmete ein frisches Blumengewinde in Kreuzform. Der anglikanische Bischof trat an das Totenlager, wünschte den Verstorbenen zu sehen und drückte sein Beileid aus. Andere folgten. Atemlos verfolgt die Christengemeinde die Auszeichnungen des toten Missionärs.

Aus Hütten und Höfen, von Dächern und Fenstern, aus Gäßchen und Winkeln ertönten Klagen, Weinen und Wehegeschrei, der einstimmige Ausbruch der Klagen von Kindern um den Vater, von Armen um den Wohltäter, von Bedrückten um den Beschützer. Dissidente, koptische Priester, Rabbiner und Mohamedaner schritten im Zuge, den eine noch größere Schar aller Trachten und Farben beiderseits begleiteten. Eine Abteilung von 20 Polizeisoldaten unter einem berittenen Feldwebel hielten die Ordnung aufrecht.

Der anglikanische Bischof hielt in seiner Kathedrale eine Gedächtnisrede auf den Toten und ließ von der Orgel den Trauermarsch von Chopin zu dessen Ehren spielen!

Wir schließen mit den Worten des hochw. Bischofs Geyer: „Sein Lohn für alles ist Gott selbst. Uns aber ist sein Andenken Erhebung und Aufrichtung im Kampfe um die Ausbreitung unseres Glaubens, für die er gelebt und gearbeitet hat bis zum Tode.“ H.

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Bei Eintreibung der jährlichen Abgaben geht der Häuptling keineswegs schüchtern oder spröpulös zu Werke. Kommt die Zeit der Steuererhebung, so ernennt er vier Beamte, die seine Stelle vertreten. Jeder von ihnen führt einen besonderen Ehrentitel.

Der erste heißt das „Haupt des Königs“. In der Regel ernennt der König dazu seinen eigenen Sohn. Er zählt zu den angehörenden Großen des Reiches und wird von allen mit der größten Hochachtung behandelt; doch spricht er kein Wort, sondern hält sich, seiner Würde entsprechend, in beständiges Schweigen.

Der zweite heißt des „Königs Mund“. Er verkündet die königlichen Erlasse und legt den Zweck seiner Sendung dar. Der dritte wird des „Königs Auge“ genannt; er hat die Aufgabe, auf alles zu merken, was während seiner Gesandtschaft vorgeht, um hernach dem König eingehenden Bericht zu erstatten. Ein besonders wachsames Ohr muß er auf die Geschichten, ihre Zahl und Beschaffenheit haben, damit sie nicht etwa verwechselt, unterstülpen, oder durch andere, minderwertige ersehen werden. Der vierte nennt sich das „Ohr des Königs“. Er muß hören, was das Volk bei der Abgabe der Steuer spricht, und ob der zweite Beamte, des „Königs Mund“, seinen Auftrag mit der gebührenden Feinheit und Würde vorbringt.

Diese vier Abgeordneten, von den Käffern Mutumas genannt, haben ein Gefolge von mehr als hundert Dienern, deren Hauptaufgabe darin besteht, die eingetroffenen

wenige traten herzu und berührten zuletzt mit der Fingerspitze eine Kanone, um keinen Preis aber eine Kugel, denn sie hatten von ihnen in der Nähe der Festung wohnenden Landsleuten bereits gehört, welch' furchtbare Wirkung in ihnen stecke.

Solange diese Mutumas in einer Stadt wohnen, folgt eine Festlichkeit auf die andere, und der verlangte Tribut wird ihnen scheinbar mit der größten Bereitwilligkeit und mit den freundlichsten Worten gegeben. Beim Abzug gibt man ihnen eine Strecke weit unter Mauß und Gejang das Geleite. Haben sie alle Städte und Dörfer mit ihrem Besuch beeckt, so kehren sie an den Hof zurück, speichern die Abgaben an Hirse und Reis in den Vorratskammern des Königs auf und erstatten ihm über alles, was ihnen auf der Reise begegnet ist, ausführlichen Bericht.

Im allgemeinen sind die Käffern nicht so wild und



Im Mariengarten in Mariannhill.

benen Abgaben und die freiwilligen (?) Geschenke zu tragen. Nähern sie sich einem Dorfe oder einer Stadt, so schicken sie Boten voraus und lassen ihre Ankunft melden. Alles zieht ihnen pflichtschuldig mit Tänzern und Musikanten entgegen; man erweist ihnen die gebührenden Ehrenbezeugungen, führt sie unter Jubel und Trommelschlag nach ihrer Wohnung und bewirkt sie aufs reichste.

Als diese Mutumas zum erstenmale nach Ankunft der Portugiesen nach Sofala, der Hauptstadt des gleichnamigen Landes, kamen und hier mit dem Donner der Geschütze begrüßt wurden, gerieten sie in unglaubliche Furcht. Manche aus dem Gefolge fielen um und waren wie tot; alle baten den Kommandanten, doch das Feuer einzufstellen, weil sie sonst vor Schrecken sterben müßten. Später, als sie sich ein wenig von ihrer Angst erholt hatten, äußerten sie den Wunsch, die Geschütze, in denen der Blitz und der Donner sitze, sehn zu dürfen. Sie wagten es aber nur, sie aus der Ferne voll Ehrfurcht zu betrachten und alle Ermunterungen, näher zu treten und die Geschütze zu berühren, waren umsonst. Nur einige

graujam, wie man gewöhnlich denkt, sagt Joao dos Santos, und ich habe nirgends Menschenfresser ange troffen. Eine Ausnahme bilden nur die jenseits des Sambesi wohnenden Muzimbás. Sie leben von Menschenfleisch und töten unermüdlich jeden Fremden, der in ihre Hände fällt. Gelingt es ihnen nicht, einen Fang zu machen, so erschlagen sie ihre eigenen Sklaven oder alte Leute, weil ihnen diese, wie sie sagen, nur hinderlich im Wege stehen. Ihr Häuptling nennt sich den Herrn des Himmels und der Erde. Er gilt als großer Regendoktor und schießt bei anhaltender Trockenheit drohende Pfeile gegen den Himmel ab.

Die Portugiesen hatten des Handels wegen schon lange eine Gelegenheit gesucht, sich dort niederzulassen, und als ein in der Nähe wohnender Volksstamm sie aufforderte, ihnen gegen die Muzimbás zu Hilfe zu kommen, brachen sie sofort auf, setzten über den Sambesi und rückten gegen Chilarango, die Hauptstadt der Muzimbás, vor. Die etwa sechshundert Mann starke Besatzung verteidigte sich zwar tapfer, doch konnten sie den Portugiesen auf die Dauer nicht widerstehen. Der Platz

wurde mit Sturm genommen und alle Schwarzen zu Sklaven gemacht. Beim Einzug in die eroberte Festung bot sich den Weißen ein schrecklicher Anblick dar. Über dem Tore hingen unzählige Köpfe der Schlachtopfer, welche der grausame Fürst während seiner Regierungszeit hatte himmorden lassen. Der ganze freie Platz um seine Wohnung war mit Menschenköpfen gepflastert, und in großen Kellern und Ställen lagen gefesselte Neger und Negerinnen, die schon alle dem Tode geweiht waren und nächstens abgeschlachtet werden sollten. Man befreite die Unglücklichen und brachte sie nach der portugiesischen Festung Tete am Sambesi. Leider entkam der grausame Häuptling durch die Flucht; die Portugiesen würden seiner wohl kaum geschont haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorläuferin des Herrn im Zululand.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

(Schluß.)

Es ist ein milder Herbstabend. Die Sonne neigt sich dem Untergange zu und überzieht nochmals mit ihrem Purpurglanze die stolzen Felsenzinnen, welche die Hügel und Berge der Natalküste krönen. Vom Indischen Ozean herüber, dessen endlose blaue Wasserfläche sich in vornehmer Majestät von der felsigen Küste abhebt, weht ein kühler Südwestwind und löst von den dichtbelaubten Baumfronten manch' welkes Blatt, das sofort der nahe Waldbach aufnimmt und in munterem Spiel talabwärts trägt.

Da tauchen Flüchtlinge vom Zululand auf, alle drei hoch zu Ross. Wir kennen sie längst; es ist Prinz Dhlavela mit Johannes, seinem Bruder, und Maria, der Perle des Zuluvolkes. Der Friede und die heilige Stille, welche über der Abendlandschaft ruht, spiegelt sich auch in ihren Herzen wieder. Sie haben einen langen, aufregenden Ritt hinter sich, doch jetzt ist ihre Seele ruhig; sie wissen, sie sind am heißensehnten Ziel. Marianhill ist nicht mehr ferne, schon sehen sie die freundlichen Hügel und ausgedehnten Waldplantagen, die es rings umfränen. Von jonniger Höhe aus winkt ihnen der Schwesternkonvent entgegen, daneben erhebt sich die neue St. Josephskirche mit den beiden schmucken Türmen, sie sehen die neuen geräumigen Schulen und endlich mittin zwischen Gärten und Baumanslagen das große Missionskloster mit seinem eigen tümlich geformten Campanile.

Nicht ohne Bangen nahen unsere schwarzen Reisenden der großen Klostersporthalle und bitten um Einlaß und Aufnahme in die Missionschule. Selbstverständlich wird ihre Bitte mit Freuden erfüllt, zumal als man die näheren Umstände über ihre Herkunft und bisherigen Lebensumstände hörte. Dhlavela und Johannes werden in der Knabenschule untergebracht, Maria bei den Mädchen, wo sie zum erstenmale die Missionsschwestern vom kostbaren Blute in ihrer schönen, kleidssamen Ordenstracht erblickt.

Alle fühlen sich sofort heimisch. Maria kann nicht genug staunen über das große, herrliche Missionskloster mit seinen schönen Kirchen und Schulen. Da ist vom finstern Heidentum keine Spur mehr zu sehen; alle, die ihr begegnen, sind höchst wohlanständig gekleidet, die Felder und Gärten so schön bebaut, und die ganze Tagesordnung trägt einen spezifisch christlichen Charakter. „Gebet und Arbeit“ ist das Lösungswort, und darnach wird vom frühen Morgen bis zum späten Abend ge-

handelt. Nicht minder gut gefallen ihr die Schulen; Maria kann nicht genug staunen über die reichen Kenntnisse, welche sich daselbst die schwarzen Kinder in allen Fächern erworben haben. Dazu die schönen Gottesdienste, zumal an Sonn- und Feiertagen! Da sieht sie zum erstenmale die katholische Kirche in einer Schönheit und einem Glanze, von dem sie bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte, denn sie hatte noch nie ein levitiertes Hochamt, geschweige die erhebenden Ceremonien eines Pontifikalamtes gesehen, hört hier zum erstenmale die wundersamen Klänge der Orgel und sieht mit Staunen die großen kirchlichen Prozessionen.

Ebenso ergeht es Johannes und Dhlavela. Diese staunen namentlich über die vielen großen Werkstätten, wo überall neben den fleißigen Brüdern schwarze Knebel und Jünglinge arbeiten und von jenen in alle die mannigfachen Arbeiten und Künste eingeführt werden. Da gibt es schwarze Schmiede und Schlosser, Schreiner und Wagner, Schneider, Schuhmacher, Tärtler und Gerber, Maler, Seizer, Buchbinder usw. usw. Schwarze, wohlausgebildete Lehrer und Katecheten leiten die Schulen und helfen den Priestern als getreue Gehilfen im großen Werke der Mission. Da sehen die beiden schwarzen Fürstenjöhne erst, wieviel sie noch zu lernen haben. Doch an Eifer, Talent und gutem Willen fehlt es ihnen nicht, und so holen sie in verhältnismäßig kurzer Zeit vieles ein. Der Glücklichste ist Prinz Dhlavela; er wurde bald auf den Namen „Franz“ getauft und fühlt sich nun endlich als Christ seinen beiden Geschwistern gleichgestellt.

Wohl kam noch manch' schwere Probe über die schwarzen Fürstenkinder, doch ihr hoher, wahrhaft königlicher Sinn bestand jede Prüfung glänzend. Mut und Kraft war ihnen als echten Julius angeboren, dazu kam noch die Weihe des Christentums mit dem ganzen Segen und Gnadenreichtum unserer heiligen katholischen Kirche.

Vater Roussel meldete von Emoyeni aus, man habe die drei Flüchtlinge bei ihm gesucht und es sei Gefahr, daß die Sendboten des Königs auch ihre weitere Spur aussindig machen und selbst nach Marianhill kommen würden. Die Marianhiller Missionäre beschlossen infolgedessen, die drei Geschwister voneinander zu trennen und jedes auf eine andere Missionsstation zu senden. Maria kam hierher nach Czenstochau, wo sie ebenfalls ein recht schönes, stilles und ruhiges Heim fand. Trotz ihrer 25 Jahre reichte sie sich bescheiden und unauffällig unter die übrigen schwarzen Kinder ein, die keine Ahnung hatten, daß eine Königstochter aus dem Zululand unter ihnen weile, und suchte ihren einzigen Trost und all' ihre geistige Kraft und Stärke beim lieben Heiland in der Kirche und in der täglichen heiligen Kommunion. Gegen ihre Lehrerinnen war sie aufrichtig wie ein Kind, und so kam es, daß ich die „Perle des Zuluvolkes“ kennen lernte und nach und nach aus ihrem eigenen Munde ihre höchst merkwürdigen Lebensschicksale vernahm.

Ihre jüngere Schwester Fischi hatte inzwischen schon zweimal einen Fluchtversuch gemacht, wurde aber jedesmal mitten auf dem Weg eingeholt und unter schweren Misshandlungen nach dem Königsraal zurückgeschleppt. Das drittemal gelang es ihr endlich, nach Marianhill zu entkommen, wo sie nach gründlicher Prüfung auf den Namen „Cäcilia“ getauft wurde. Sie hat ein weiches, zartes Gemüt und verlangte gar sehr, ihre Schwester Maria zu sehen. So kam auch sie für einige Zeit hierher nach Czenstochau.